

Die Agrarrevolution im alten Bern

Autor(en): **Zopfi, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde**

Band (Jahr): **21 (1959)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-243825>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE AGRARREVOLUTION IM ALTEN BERN

Von Hans Zopfi

Was wir auf dem Gebiete der Bodennutzung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in der damaligen Stadt und Republik Bern feststellen können, ist keine Evolution gewesen, es war vielmehr eine Revolution. Diese Revolution im alten Bern auf dem Gebiete der Bodennutzung, vor allem in den «deutschen Landen», ging von oben und von unten aus. Es war nicht etwa so, daß die Untertanen im alten Bern, die in ihrer großen Mehrheit dem Landbau in all seinen Zweigen oblagen, diese revolutionäre Änderung erzwungen hätten gegen eine widerstrebende Obrigkeit; es war aber auch nicht so, daß eine wohlmeinende, väterliche Obrigkeit die strukturelle Änderung der bernischen Landwirtschaft aufgezwungen hätte. Als im Jahre 1765 die grundsätzliche Aufteilung der Allmenden von der Obrigkeit beschlossen wurde (eine Aufteilung, die nie gänzlich durchgeführt werden konnte), verstieß sie gegen den Geist des alten Staates. Das überaus kunstvolle Gebilde, das sich Stadt und Republik Bern nannte, mußte sich in seiner wirtschaftlichen Grundlage in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einer neuen Zeit anpassen; es konnte nicht mehr weiterleben im Gewirre der vielen Rechte und Vorrechte, der Satzungen, der Ansprüche und Verpflichtungen, die aus dem Mittelalter übernommen worden waren. Wir sehen in der Bemühung der bernischen Regenten in einer länger andauernden Friedenszeit, im sogenannten «goldenen Zeitalter» Berns, da sich die Kraft des bernischen Staates fast gänzlich nach innen richten konnte, einen Beweis für die Lebenskraft dieses alten Bern, das zu Ende des 18. Jahrhunderts der übermächtigen äußern Macht unterlag, nicht aber an innerer Schwäche zugrunde ging.

Das alte Bern um die Mitte des 18. Jahrhunderts war ein Bauernstaat, d. h. die Untertanen waren zur großen Mehrheit Bauern, die Herren waren bevorzugte Bürger der regierenden Stadt, die, seit dem Mittelalter, zu Grundbesitzern auf dem Lande geworden waren. Wenn Jeremias Gotthelf von den Berner Patriziern einmal schrieb, sie hätten ihren Besitz, nämlich den Boden der Republik samt den «Angehörigen», den Untertanen, als ein großes Landgut verwaltet, so hat er damit in klassischer Einfachheit und Kürze den Geist des alten Bern erfaßt, soweit er von innen heraus, im Verhältnis der Regierenden zu den Regierten im Land und Volk der Berner erfaßt werden konnte.

Wir wissen, daß die meisten Bauernhöfe zu Beginn des 18. Jahrhunderts zu Lehen gingen, sehr wenige waren lediges, freies Eigen. Es gab einige Erb-lehen, die immer noch privaten Eigentümern gehörten; die meisten aber gehörten dem Staate, der Landesherrin, eben dieser Stadt und Republik Bern. Sie entrichteten einen Bodenzins, dieser war ewig und unablöslich, dann den

Ehrschatz und den Zehnten. Das freie, ledige Eigen schuldete nur den Zehnten. Man kann wohl sagen, daß alle diese Abgaben um die Mitte des 18. Jahrhunderts ganz allgemein, bei Obrigkeit und Untertanen, als Staatssteuern betrachtet wurden, denn sie gingen ja vornehmlich an den Staat, der dem ländlichen Berner als Obrigkeit sich manifestierte, der man den Ehrschatz und die Zehnten entrichtete. Daß der Bodenzins und der Ehrschatz von Haus aus private Verpflichtungen waren, der Zehnten aber eine kirchenrechtliche Verpflichtung, mußte im 18. Jahrhundert bei Obrigkeit und Untertanen völlig vergessen worden sein. Rechtlich war aber die Lage anders, als sie tatsächlich geworden war. Der Staat war der Eigentümer, der Bauer der Inhaber des Erblehens. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war ohne äußerliche Unruhe eine Entstaatlichung des Bodens durchgeführt worden, zum mindesten war die Befreiung des Bodens eingeleitet worden. Formal blieb alles beim alten. Nur die Wirklichkeit hatte sich geändert; sie hatte aus dem Rechte eine Fassade gemacht. Man brauchte sich nicht die Mühe zu nehmen, diese einzureißen. Konservativer Staatskunst entspricht es, solche Fassaden stehen zu lassen, um eine äußere Unruhe zu vermeiden. Diese Fassaden des Rechtes konnten weiter stehen bleiben; weder Obrigkeit noch Untertanen kümmerten sich um sie.

Die Obrigkeit im alten Bern hütete sich wohl davor, eine strukturelle Änderung der Landwirtschaft durch Regierungs-Erlasse zu bewirken. Während im Mittelland, im Seeland, im Ober- und Unter-Aargau in der Ordnung der drei Zelgen, die zwischen Winterfrucht, Sommerfrucht und Brache wechselte, diese Dreifelderwirtschaft verhältnismäßig sehr rasch verbessert werden konnte, mußte die Entwicklung im Oberland andere Wege einschlagen, denn dort hatte der Körnerbau eine sehr viel geringere Bedeutung. Im Emmental, das sich besonderer Rechtsverhältnisse erfreute, war diese Ordnung der drei Zelgen unbekannt geblieben; dort war der geschlossene Hof charakteristisches Merkmal der Bodennutzung und zugleich eines eigenwilligen Bauerntums.

Wenn die Obrigkeit im alten Bern in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Landwirtschaft als Grundlage des Staates angesehen hatte, so war sie damit in Übereinstimmung mit den zeitgenössischen Tendenzen in Europa, mit der Lehre der Physiokraten; diese Würdigung der Landwirtschaft entspricht dem Geiste der Aufklärung. Bei den Bemühungen der bernischen Gesellschaft, des Patriziates, den Wohlstand der bäuerlichen Bevölkerung und des Landvolks überhaupt zu fördern, wurden nicht selten die Interessen, oft sogar die Rechte der Bevölkerung der Hauptstadt, soweit sie nicht ländlichen Grundbesitz hatte, verletzt. Das Patriziat liebte die «Negozianten» nicht; darunter verstand es den Kleinhandel und das städtische Kleingewerbe. Die regierenden Familien verzichteten auf die Betätigung in Handel, Gewerbe und Industrie; die Mitgliedschaft im Großen Rate war im 18. Jahrhundert mit einer solchen wirtschaftlichen Betätigung unvereinbar; dem Patrizier war tatsächlich nur erlaubt, Weinhandel zu treiben oder sich im Bankgewerbe zu betätigen. Viel wichtiger als die minderberechtigte Burgerschaft der Haupt-

stadt waren für die Obrigkeit die Besitzer eines sogenannten «Taunergewerb-
leins», die man schützen wollte, weil aus diesen Taunern und Kleinbauern
die ländlichen Arbeitskräfte rekrutiert wurden. Sorgsam aber ging die Obrig-
keit mit dem Landwirt um, dessen Leistung die materielle Kraft des bernischen
Staates ausmachte.

Die Obrigkeit versuchte sich ein Bild zu machen über die Vorgänge auf
dem Gebiete der Urproduktion, über die Umstellungen in der Landwirtschaft,
sowohl über die technischen Neuerungen, als auch über die strukturellen Ver-
änderungen, die in der bernischen Landwirtschaft in der zweiten Hälfte des
18. Jahrhunderts vor sich gingen. Ganz wichtige Änderungen, wie etwa die
Auflösung der Allmende, haben einen Niederschlag in den amtlichen Akten
gefunden; andere dagegen gingen vor sich, ohne daß aktenmäßig in amtlichen
Erlassen davon Kenntnis genommen und gegeben wurde.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war das Glück der Berner
Bauern für ganz Europa sprichwörtlich geworden. Der Berner Bauer hatte,
nach dem Urteil ausländischer Beobachter, aus diesem rauhen Lande, unter
ungünstigen klimatischen Verhältnissen, einen Garten gemacht. Ausländischen
Beobachtern fielen Stolz und Freiheitsliebe der ländlichen Untertanen der
Gnädigen Herren von Bern auf. Der Berner Bauer des 18. Jahrhunderts liebte
die Freiheit; er faßte sie aber lediglich als Sicherheit vor Willkür, Steuer-
druck und Ungerechtigkeit auf. Wir wissen, daß dies nicht die ganze Freiheit
ist. Zur ganzen Freiheit gehört der Anteil an den Staatsgeschäften. Wenn der
Berner Bauer in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf den Anspruch,
sein politisches Schicksal mitzubestimmen, verzichtete, so war diese Resigna-
tion eine Folge des seelischen Bruches, der seit dem unglücklichen Ausgang
des Bauernkrieges Charakter und Wesen eines großen Teiles des bernischen
Landvolks bestimmte. Vor allem beim Emmentaler.

Das Berner Oberland hatte sich im Jahre 1653 am Aufstande nicht be-
teilt. Die Oberländer waren die «ärmsten Berner von allen»; jedes Jahr
fluteten die Bettlerströme aus dem engern Oberland über das Mittelland;
besonders arm war das Amt Interlaken, wo früher Mönche regiert hatten.
Dieses schickte die meisten Bettler. Im Jahre 1798 erwiesen sich die ärm-
sten Berner als die treuesten. Es lag dies einmal am Volkscharakter; den
Patriziern war die Zutraulichkeit und Freundlichkeit der Hirten des Gebirges
immer sympathisch. Im Oberland hatten wir im 18. Jahrhundert auch die mei-
sten Bauern auf freien Eigen. Die landschaftlichen Rechte, an denen das Volk
im Oberland hing, ließ die Stadt formal weiterbestehen; das Land Hasle er-
freute sich einer besondern Rechtsstellung, die die mißlichen wirtschaftlichen
Verhältnisse vergessen ließ.

Im Kerngebiet des eigentlichen Emmentals lebt ein anderes Volk. Dort
finden wir keine Landsitze der Patrizier, sondern ein eigenwilliges, schweigi-
sames, den Herren in der Stadt fast unheimliches Bauernvolk. Hier waren die

Reste der Täufer zu Hause und die Enkel und Urenkel der Rebellen von 1653. Im tiefsten Grunde seines Herzens und seines Wesens hatte der Emmentaler seit 1653 das Vertrauen und seine Obrigkeit, das Zutrauen zu dieser, nicht mehr wiedergewinnen können. Das zeigte sich im Jahre 1798, als die Emmentaler beim Einmarsch der Franzosen Landvögte der Stadt verjagten und ein obrigkeitliches Schloß niederbrannten.

Die Bevölkerungsentwicklung in der Waadt war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht dieselbe, wie in den deutschen Landen der Gnädigen Herren von Bern. Es kam immer mehr vor, daß Deutschberner in der Waadt bäuerliche Heimwesen pachteten oder gar erwarben. Trotz des günstigeren Klimas und der günstigeren Bodenverhältnisse der Waadt, gegenüber dem deutschen Bern, schien der Waadtländer für den Landbau nicht dasselbe Interesse, nicht dieselbe schweigsame aber leidenschaftliche Liebe zu empfinden, wie der Deutschberner. Seine Liebe und sein Interesse galten dem Rebbau. Dieser wurde auch in waadtländischen Landstrichen gepflegt, die besser dem Ackerbau vorbehalten geblieben wären. Im Interesse des waadtländischen Weinbaues sah die Obrigkeit gerne, daß man im deutschen Staatsgebiete den Rebbau reduzierte. Damals, um die Mitte des 18. Jahrhunderts, verschwand der Rebbau aus der Umgebung der Stadt Bern; derjenige am Thunersee erfuhr eine Reduktion. Der Waadtländer zeigte wenig Lust zu gewerblicher Tätigkeit; dagegen begegnete die Rekrutierung für den fremden Militärdienst im Waadtland keinen Schwierigkeiten.

Die große Umstellung in der bernischen Landwirtschaft hatte zwei Voraussetzungen. Einmal den Beschluß zur Aufhebung der Allmenden und dann die Aufhebung der alten Dreifelderwirtschaft, wo sie bestand. Dazu kam die Einführung neuer Kulturen durch die Pioniere im bernischen Landbau, die Engel, Tschiffeli. Um die Mitte des Jahrhunderts begann der Siegeslauf der Kartoffel. Die großen bernischen Landwirte gingen nach Aufhebung der Brache auf ihren Mustergütern zum Futterbau über. Es wurden neue Gräser angesät. Zum intensiven Ackerbau, den man ja erst in der verbesserten Dreifelderwirtschaft durchführen konnte, gehörte die Stallhaltung des Viehs (Düngergewinnung auch im Sommer). Daß in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nach und nach eine Erneuerung des Rindviehbestandes einsetzte, und zwar durch Rassenwechsel, ist heute noch sehr wenig bekannt und meines Wissens auch nie der Bedeutung gemäß gewürdigt worden. Ende des 18. Jahrhunderts verdrängte nämlich das Simmentaler Fleckvieh die einheimische Rasse auch im Emmental, die «schwarze Chüe», die noch im alten Küherlied besungen werden.

Indessen war man in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Gebiet des alten Kantons noch weit davon entfernt, die Milchwirtschaft in die Täler zu verlegen. Die ersten Talkäsereien entstanden erst um 1815.

Die Umstellung der alten Dreifelderwirtschaft, der Zelgenwirtschaft, zur *verbesserten Dreifelderwirtschaft* ging durch Jahrzehnte hindurch. Im großen und ganzen hatte im bernischen Mittelland die Umstellung der Landwirtschaft von der extensiven Dreifelderwirtschaft mit Brache und mit der Benützung der Allmende als Futterbasis zur verbesserten Dreifelderwirtschaft keine Einschränkung des Ackerbaues zur Folge. Der normale bernische Landwirtschaftsbetrieb blieb bis weit in das 19. Jahrhundert hinein ein Ackerbaubetrieb mit starkem Futterbau. Die Umwandlung der verbesserten Dreifelderwirtschaft zum Typus der bernischen Klee graswirtschaft war noch um das Jahr 1870 herum bei weitem nicht vollzogen. Erst die Agrar-Krise in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts, eine katastrophale Krise für den Absatz fast aller Ackerbauprodukte, die um das Jahr 1900 herum der ältern Generation unserer Bauern noch in den Knochen lag, führte zu einer dauernden und starken Reduktion des Ackerbaues.

Noch bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein bestand im Emmental der alte Gegensatz zwischen Hirte und Bauer, zwischen Landwirt und Küher. Gänzlich verschwand die Betriebsform der reinen Kühle rei, also das alte Hirtentum, wie wir es noch im ganzen 18. Jahrhundert im Ober-Emmental und in der Landschaft Eriz vorherrschend finden, und das im wesentlichen über den Viehstand und über die Alpweiden verfügte, erst im Laufe des 20. Jahrhunderts.

Die Intensivierung der Landwirtschaft in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die Einführung des Futterbaues, die Vermehrung des Anbaues von Kartoffeln hatten keineswegs zur Folge, daß auf dem Lande weniger menschliche Arbeitskräfte benötigt wurden. Der Bauer ging nicht zur Graswirtschaft über, und der Übergang zur verbesserten Dreifelderwirtschaft nach Aufhebung der Zelgen hatte in gewissen Gegenden des Bernbietes geradezu zu einem ausgesprochenen Mangel an Arbeitskräften geführt, worüber in einigen Pfarrerberichten aus dem Jahre 1764 denn auch geklagt wurde. Wir dürfen nicht in den Fehler verfallen, den Zustand der bernischen Landwirtschaft um 1910 herum zurück zu projizieren auf die Mitte des 18. Jahrhunderts. Wir dürfen auch nicht außer acht lassen, daß dieser Übergang zu einer mannigfaltigeren Produktion ohne Zuhilfenahme von Maschinen, von motorischer Kraft, erfolgen mußte. Die Ausdehnung des Futterbaues führte dazu, daß periodisch viel mehr zusätzliche Arbeitskräfte eingestellt werden mußten, als noch in den Jahrzehnten, da das «Hauptwerch» die Getreideernte war. Für die verbesserte Dreifelderwirtschaft war die Existenz eines Standes von Tagelöhnern auf dem Lande lebenswichtig. Richtig ist, daß das Getreideland in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Mittelland, im Seeland und auch im Emmental da und dort eine Reduktion erfuhr; diese wurde von den Zeitgenossen erfaßt. Diese Reduktion war vornehmlich eine Folge der Einführung des Kartoffelbaues. Durch diese Einführung des Kartoffel- und des Futterbaues, namentlich des Ackerfutterbaues, wurde erst der Fruchtwechsel möglich.

Eine andere Frage ist die Umstellung der Berglandwirtschaft. Hier ist der vorherrschende Typus im Bernbiet in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Graswirtschaft mit Ackerbau gewesen. Mehr als zur Selbstversorgung einer Mehrzahl von Betrieben hat dort der Körnerbau nie gedient. Später verdrängte die Kartoffel in der Ernährungsbasis für Menschen und Tiere des Hofes Gerste, Korn und Roggen weitgehend, aber nie etwa völlig. Zum großen Teil wurde da und dort der Körnerbau zur Verbreiterung der Futterbasis für die Viehwirtschaft benutzt. Aus der Darstellung Bonstettens über die Entwicklung der Berglandwirtschaft im Saanenland um die Mitte des 18. Jahrhunderts erkennen wir eine Entwicklung, die in der übrigen alpinen Schweiz, mit Ausnahme Bündens und des Wallis, bereits um die Zeit der Burgunderkriege eingesetzt hatte: Übergang der bergbäuerlichen Wirtschaft, die sich selbst versorgt und die lediglich Überschüsse auf den Markt bringt, zur Marktwirtschaft, die ausschließlich auf die Viehwirtschaft abgestützt ist, da und dort sogar ausschließlich auf die Aufzucht des Viehs.

Der Übergang von der alten Zelgenordnung mit der Brache zur verbesserten Dreifelderwirtschaft hatte eine Vermehrung der Arbeitskräfte in der Landwirtschaft zur Folge. Wenn wir feststellen, daß sie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von der Geldwirtschaft erfaßt worden sei, so sind hier gleich Einschränkungen am Platze. An der Besteuerung der Landwirtschaft wurde tatsächlich nichts geändert; der Zehnten blieb erhalten. Nur gab es einige bedeutende landwirtschaftliche Betriebszweige, die vom Zehnten nicht mehr erfaßt werden konnten. Im großen und ganzen blieb die bäuerliche Wirtschaft eine Überschußwirtschaft. In keiner Weise konnte man bei ihr eine Ausrichtung auf den Markt feststellen. Der inländische Markt für Nahrungsmittel blieb bescheiden. Das Bareinkommen des Landwirts resultierte aus dem Überschuß des Ackerbaus, vor allem des Getreidebaus, und aus dem Stall, aber nur hinsichtlich der Fleischversorgung. Die Städte und die wenigen Siedlungen dörflichen Charakters, bei denen Heim- und Manufakturindustrie als Erwerbszweig ins Gewicht fielen, waren halbbäuerlich geblieben; in diesen Städten und Dörfern trieben die Einwohner neben ihrer gewerblichen Tätigkeit Landwirtschaft zur Selbstversorgung. So wurde in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die gesamte Milch-, Kartoffel- und Gemüseversorgung in der Stadt Thun durch die Burgerschaft selbst sichergestellt. Die lebhaft gewerbliche Tätigkeit auf der bernischen Landschaft — im heutigen alten Kantonsteil — darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Republik Bern ein Bauernland geblieben ist.

Der Übergang zur verbesserten Dreifelderwirtschaft ist im Emmental verbunden mit einer intensiven inneren Kolonisation. Wir ersehen dies am deutlichsten, wenn wir die Agrarstruktur im Napfgebiet, wie sie heute vorliegt, ins Auge fassen. Wir stützen uns hier auf die Darstellung von Gutersonn: Landschaften der Schweiz (S. 9 u. ff.). In der Gemeinde Trub unterscheidet Gutersonn zwei Zonen, nämlich die Graswirtschaftszone mit Ackerbau (bis

1000 m ü. M.) und die sogenannte Weidezone. In beiden Zonen ist die vorherrschende Siedlungsweise der Hof, mit verhältnismäßig starkem Anteil des Waldbesitzes. Gutersohn nimmt als Beispiel den «Talhof» im Brandöschgraben. Es handelt sich hier nach der eidgenössischen Statistik um einen sogenannten Kunstfutterbetrieb. Wie setzt sich nun in diesem «Talhof» im Jahre 1947 die Feldflur zusammen? Aus 4150 a Wald, 973 a Feld, von diesen ist ca. ein Fünftel unter dem Pflug. Das Ackerland besteht aus drei Blöcken und ist zu 85 a mit Dinkel (Wintergetreide), zu 25 a mit Sommergetreide (Gerste), zu 80 a mit Kartoffeln und zu 4 a mit Runkelrüben und Gemüse bepflanzt. Der Hof hat die Selbstversorgung von Menschen und Vieh im Betriebe sichergestellt und kann jedes Jahr einen Überschuß von Ackerfrüchten auf den Markt bringen. Es liegt eine drei- bis vierjährige Fruchtfolge vor. Auch an den Steilhalden werden Äcker angelegt, die mit dem Seilzug bewirtschaftet werden. Der Hof ist eine soziale und wirtschaftliche Einheit geblieben. Seit 1947 ist das offene Ackerland vermehrt worden.

Über 1000 Meter finden wir den typischen Berghof. Seine wirtschaftliche Grundlage sichert die Haltung des Sömmerungsviehs. Es wird Jungvieh gesömmert, Milchvieh wird nur zur Versorgung des Hirten und seiner Familie mitgehalten. Aber auch auf dem Berghof fehlt der Gemüsegarten nicht. Der Hirte hat für Sommergetreide, Kartoffeln und Grassaat Einschläge (Rütinen) in der Weide vorgenommen. Es erfolgt immer wieder die Rückkehr zur Weide. Gutersohn bringt als Beispiel die Bergweide Honeggalp. Von diesem Berghof waren 2725 a Wald, 2897 a Weide, 57 a übriges Areal. In die Weide waren eingeschlagen 2 Mätteli (85 a) und 4 Rütinen (19 a) mit Kartoffeln, Sommergetreide und Grassaat.

Im 18. Jahrhundert war zweifellos auf dem hier erwähnten Berghof, der von Hirten, Kühern bewirtschaftet wurde, die Graswirtschaft viel ausgeprägter als heute, da dieser Berghof dem gleichen Besitzer gehört, wie der Talhof. Wir können ganz allgemein sagen, daß die Umwälzung der Landwirtschaft in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Emmental keineswegs den Übergang zur Graswirtschaft bedeutete, wenn wir unter Graswirtschaft eine Betriebsform verstehen, wie wir sie heute im Hügel- und Voralpenland der Ostschweiz antreffen.

Die Protokolle, die Vorträge und die Korrespondenz der *Ökonomischen Gesellschaft* von Bern aus den 60er und 70er Jahren des 18. Jahrhunderts bilden eine unerschöpfliche Fundgrube für eine geschichtliche Darstellung der Agrarrevolution im alten Bern. Die großen patrizischen Landwirte, Gelehrte, die die Lehren der Physiokraten auf die Verhältnisse im alten Staate Bern anzupassen versuchten, Pfarrer, die sich der neuen Wissenschaft der Statistik widmeten, eine Generation gebildeter Berner, die den Anschluß an das deutsche Geistesleben gefunden hatten und die unter dem bestimmenden Einfluß des großen Haller standen, wohlmeinende Angehörige der regieren-

den Schicht, waren die Träger dieser höchst bewunderungswürdigen geistigen Bewegung, welche von der Ökonomischen Gesellschaft verkörpert wurde. Man kann mit einigem Rechte behaupten, daß die bernische Aristokratie durch die Ökonomische Gesellschaft den Geist der Aufklärung verbreiten ließ, so weit er mit der bernischen Staatsraison zu vereinbaren war. Viele Korrespondenten der Gesellschaft, welche eine innere Organisation aufwies, die durchaus zum aristokratischen Staatssystem paßte, waren Pfarrer; andere Beamte aus der Landschaft; darunter ist als der hervorragendste der Amtschreiber Abraham Pagan von Nidau zu nennen, der die Lehren der Physiokraten mit wissenschaftlichem Ernste verfocht. Physiokraten waren auch die Fellenberg, Tscharner, Tschiffeli. Der gelehrteste Berner seiner Zeit, der Mitbegründer und erste Präsident der Ökonomischen Gesellschaft, der Musterlandwirt Samuel Engel, war und blieb offenbar Merkantilist. Er schrieb: «Wenn nun bis in einer Entfernung von 100 Stunden von unseren Grenzen und in Kriegszeiten das Getreide in so viel niedrigerem Preise sich findet als in der Schweiz, selbst in Friedenszeiten, so zeige man mir nur einen Schatten der Möglichkeit, daß wir mit Nutzen Getreide pflanzen, um durch diesen Ausweg eine freie Handlung errichten und dadurch den Ackerbau emporbringen können.» (S. 559, Bd. IV der SOG Bern, 1761.) Wenn daher Samuel Engel der Initiant der modern anmutenden Getreidepolitik des alten Bern war, mit der Errichtung von staatlichen Kornhäusern und mit der umsichtigen Manipulation des Getreidepreises im Inland, so ersehen wir daraus, daß bei den Erneuern der Agrarpolitik und der Agrarwirtschaft des alten Bern der wehrwirtschaftliche Gedanke im Vordergrund stand. Dieser ist ja immer ein integrierender Bestandteil jeder Staatspolitik und gehört zur Staatsraison.

Die Ökonomische Gesellschaft in Bern hatte ihre Blütezeit von 1759 bis 1766. Die Agrarrevolution im Staate Bern in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist nicht denkbar ohne die Wirksamkeit der Gesellschaft. Aber diese selbst wäre wohl nicht zustande und zur Wirksamkeit gekommen, wenn sie nicht einer europäischen geistigen Bewegung zuzurechnen gewesen wäre. Wir müssen uns allerdings klar darüber sein, daß die Lehren der Physiokraten, die Ideen von Quesnay, Turgot und Mirabeau dem Ältern einer Weltanschauung entsprachen, also mehr waren als wirtschaftliche Lehren. Diese Ideen der Physiokraten mußten den bernischen Verhältnissen angepaßt werden; die Staatsraison blieb diesen Bernern oberstes Gesetz. Daraus ergibt sich, daß der Merkantilismus, soweit er dieser Staatsraison entsprach, und wie er vom bernischen Kommerzienrat von Staates wegen vertreten werden mußte, während der ganzen Blütezeit der Gesellschaft in ihrem Schoße einflußreiche Verfechter fand.

Das Aufkommen der *Geldwirtschaft* in der Zeit des Überganges vom Mittelalter zur Neuzeit hatte auch für die bernische Landwirtschaft sehr eingreifende Folgen. Da die mittelalterlichen Rechtsverhältnisse hinsichtlich des

Bodens nicht beseitigt werden konnten — wenn man nicht eine politische Revolution in Kauf nehmen wollte — so konnte sie sich dieser Geldwirtschaft nicht anpassen. Der Bauer sollte jetzt Lebensmittel zum Verkaufe erzeugen; aber damit war das Gleichgewicht gestört. Denn die Wirtschaft des Bauern war und blieb auf Selbstgenügsamkeit ausgerichtet. Die ökonomische Revolution, die dem 30jährigen Kriege folgte, — eine ihrer Ausstrahlungen erlebten wir im Bauernkrieg — brachte die Abhängigkeit des Landwirts vom Markte. Da die Bauern keinen Einfluß auf die Preise ihrer Erzeugnisse hatten, diese also einzig vom Markte diktiert wurden, sich nach Angebot und Nachfrage richteten, konnten sich gute Ernten in Fluch verkehren. (Dies ist immer der Fall, wenn eine landwirtschaftliche Marktordnung fehlt.) Entscheidend war aber, daß von nun an bis heute ein mächtiger unproduktiver Stand, der der Händler oder Negotianten, zwischen den Produzenten und den Konsumenten trat; gewiß kann der Händler ein nützlicher Makler sein; es besteht aber jederzeit die Gefahr, daß er zum Wucherer wird. Wenn aber die Bodenerzeugnisse ausschließlich zur Ware werden, dann wird früher oder später auch der Boden zur Ware. Der Landwirt bleibt immer am kürzern Hebelarm, solange nicht die Marktordnung durch eine Ordnung des Zwischenhandels ergänzt wird.

Der Umwandlungsprozeß von der Natural- zur Geldwirtschaft stützte sich auf das Großgewerbe in den Städten, das zur Industrie wurde und auf den immer lebhafteren Handel, der nach den Entdeckungen in der weiten Welt an Umfang und Intensität zunahm. Es bildeten sich in Europa Nationalstaaten mit zentralisierten Verwaltungssystemen. Diese zentralisierten Staaten waren auf die reichen Einnahmen aus der blühenden Industrie und dem regen Außenhandel angewiesen. Industrie und Außenhandel konnten dem Staat das liefern, was er von der Landwirtschaft nur in unzureichendem Maße erhielt, nämlich bares Geld.

Im Jahre 1768 schrieb ein hervorragendes Mitglied der Ökonomischen Gesellschaft in Bern, Vincenz Bernhard Tscharner (Vorrede zu Bd. XVI 1768, S. IV der Abhandlungen und Beobachtungen durch die Ökonomische Gesellschaft in Bern gesammelt): «Vor etwa hundert Jahren nahm die Regierung eines mächtigen, an die Schweiz grenzenden Staates (Frankreich) zu einem Grundsatz an: Die Fabriken und die Handlung seien die eigentlichen Quellen des Reichtums und der Macht einer Nation. Man machte solche Polizeigesetze, durch welche der Ackerbau den Seidenwebereien und Stickereien untergeordnet war. Dieses Vorurteil breitete sich überall in Europa aus. Von Petersburg bis nach Madrid waren alle großen und kleinen Fürsten und Republiken auf Manufakturen erpicht. Man eiferte aufeinander mit Verboten, welche eine beständige Feindschaft unter den Nationen unterhalten, den Fleiß der Menschen mit Hindernissen und die Regierungen mit Anstalten beschweren und selbst nach ihrem Endzwecke desto unnützer sind, je allgemeiner sie werden.»

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bestand die ökonomische Tätigkeit der Obrigkeit im wesentlichen darin, Manufakturen zu fördern, das Geld im Lande vor Abfluß nach außen zu bewahren und auswärtige Geldquellen ins Land hinein zu leiten. Die Bemühungen erreichten ihren Zweck nur sehr unvollkommen. Das agrikole Bern lebte nach wie vor von der Landwirtschaft; das Handwerk, das im mittelalterlichen Bern — und zwar in der Stadt Bern selbst — geblüht hatte, verkümmerte in der Hauptstadt; die «mindere Bürgerschaft» zog dem Handwerk Kleinhandel und Krämerei vor. Dagegen blühte das Handwerk auf der Landschaft, besonders im Emmental und im obern und untern Aargau; dort entwickelte sich auch eine blühende Hausindustrie.

Der *Merkantilismus* verachtete den Landbau. Der Umschwung erfolgte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in ganz Europa. Der Herd dieser Bewegung lag in England. Sie war im tiefsten Grunde eine Freiheitsbewegung und lag im Zuge der geistigen Revolution, die wir heute die Aufklärung nennen. Man knüpfte wieder an die Antike an. Nie schwärmte man in Europa mehr für die Freiheit, als in den drei und vier Jahrzehnten, die der großen französischen Revolution voran gingen. Welche Form der Agrarwirtschaft für die Allgemeinheit nützlicher sei, das kleine, freie Grundeigentum oder der rationell bewirtschaftete Großbetrieb, darüber schieden sich die Geister der Reformer. Viele Erörterungen der Ökonomischen Gesellschaft befaßten sich mit der Frage, ob die Befreiung des Landbaus von Flurzwang und obrigkeitlicher Bevormundung eine Vermehrung der ländlichen Bevölkerung bewirke oder das Gegenteil.

Die *Physiokraten* lehrten uns, daß der Reichtum der Gesellschaft bzw. der Nation nicht in Geld, sondern in den zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse dienenden Gütern bestehe; die Merkantilisten hatten alles auf Gelderwerb abgestellt. Die Physiokraten kamen zu einer neuen Klasseneinteilung der Gesellschaft; diese sollte die «natürliche Ordnung» sein. Sie sagten, daß der Boden alleinige Quelle aller Reichtümer sei, daß nur der gut bearbeitete Boden Reingewinne erzeuge; produktiv sei also nur der Mensch, der Land-, Wald- oder Bergbau betreibe. Die industrie- und handelstreibenden Menschen gehörten nach der Lehre der Physiokraten zu der Klasse der sterilen Menschen, weil sie ja nicht fähig seien, die Güter zu vermehren. Die Physiokraten wollten das aus dem Mittelalter übernommene verworrene Steuersystem beseitigen. Quesnay schlug eine Grundertragssteuer vor; dieser entsprach der utopische Gedanke Turgots, die Einheitssteuer, *impôt unique*, welche den feudalen französischen Staat ohne physische Gewaltanwendung aus den Angeln gehoben hätte, wie in unserer Zeit die progressive Einkommensteuer die kapitalistische Ordnung in England.

Es lag auf der Hand, daß die Befreiung des Landbaues nur durch die Beseitigung der feudalen Ordnung zu erreichen war. Wenn daher die Agrarrevolution im alten Staate Bern rechtlich, d. h. politisch zum Ziele gelangen

sollte, dann mußte sie gekrönt sein und abgeschlossen werden durch eine politische Umwandlung.

Haller, Tschiffeli, die beiden Tscharner, die Männer der Ökonomischen Gesellschaft, die Leuchten der Helvetischen Gesellschaft, vor allem Franz Urs Balthasar, waren von einer geradezu erschreckenden Klarsichtigkeit. Sie sahen voraus, was eintreten mußte. Als Aufklärer hatten sie mit dem Erbe der Väter gebrochen; Glauben und Erkennen rangen in ihrem Geiste, ohne daß sie Ruhe gefunden hätten. Die Antike gab ihnen die Vorbilder des freien Mannes im freien Staat; das Schweizertum sah Haller im Bauern und Hirten des Gebirges verkörpert, von dem er die sittliche Erneuerung der schweizerischen Gesellschaft erwartete.

Die Ökonomische Gesellschaft in Bern hatte kein einheitliches wirtschaftlich-theoretisches Gesicht. Der Landschreiber von Nidau, Abraham *Pagan*, bekannte sich zur Lehre der Physiokraten und berief sich auf seine Lehrer Montesquieu, Quesnay und Mirabeau den Ältern. Er gehörte zu den Physiokraten, die durchaus eine Weltanschauung und einen Kulturwillen verkörpern wollten, also Gesellschaftstheoretiker waren, die eine gerechte Wirtschaftsordnung anstrebten. Andererseits erkannte Pagan, daß die bisherige Wirtschaftsform vollkommen erschöpft war, daß die brachliegenden Kräfte vorerst einmal eingesetzt werden mußten, damit eine allgemeine Produktionssteigerung erreicht werden könnte, mit der allein die Quellen der Armut zum Versiegen gebracht werden könnten. Die Frage nach der Möglichkeit, die Armut aus der Welt zu schaffen, beschäftigte die Ökonomische Gesellschaft um die Mitte des 18. Jahrhunderts am meisten. Weil Pagan in der Produktionssteigerung ganz allgemein das Heil sah, bekannte er sich zu einer Wirtschaftsformung, die diese Produktionssteigerung zum Nahziel hatte. Man darf ihn deshalb zu den Frühkapitalisten rechnen; im Unterschied zu diesen will er aber die politisch und moralisch schädlichen Auswirkungen dieser Produktionssteigerung um jeden Preis mit sozialpolitischen Institutionen aufheben oder doch mildern.

Von großer Bedeutung für die Gesellschaft wurde die überaus fruchtbare Tätigkeit von Jean Louis *Muret*. Dieser war Pfarrer in Vevey und wohl einer der ersten Statistiker in unserem Lande. Seine Denkschrift: «Über den Stand der Bevölkerung im Waadtlande» hatte das große Lob der Gesellschaft, aber das Mißfallen der Obrigkeit ausgelöst. Muret wies nach, daß die Bevölkerung der Waadt stark zurückgehe. Er stellte eine progressive Abnahme der Bevölkerung fest. Als Hauptursache der Entvölkerung bezeichnete Muret die Auswanderung, und er unterschied zwischen militärischer und kommerzieller Auswanderung. Interessant ist, daß Muret in der Waadt einen ausgesprochenen Zug des Landvolkes zu den Städten feststellte: «Unsere kleinen Städte sind Schlünde, welche das Land verschlingen, ohne demselben irgend einen Ersatz für die entzogene Bevölkerung zu gewähren, es sind sozusagen eigent-

liche Auswanderungsherde für die Landbevölkerung.» Die von Muret festgestellten und errechneten Zahlen für die Bevölkerungsbewegung in den waadtländischen Gemeinden wurden durch die amtlichen Erhebungen (Volkszählung) im wesentlichen bestätigt. Muret hat sich mit seinen scharfsinnigen Untersuchungen über die Bevölkerungsbewegung und vor allem mit seinen Berechnungen über die mittlere Lebensdauer als Statistiker unseres Landes ausgewiesen, dessen Name der Vergessenheit entrissen werden sollte.

Der Ökonomischen Gesellschaft in Bern gehörten jederzeit Männer der regierenden Familien an, die, früher oder später, an die entscheidenden Posten in der Staatsführung gestellt wurden. Trotzdem war von 1766 an das Verhältnis der Gesellschaft zur Regierung ein eigentümlich zwiespältiges; die Bemühungen der Gesellschaft zur Verbesserung des Landbaues und zur Hebung der Moral der Bevölkerung fanden allerdings meist die tatkräftige Unterstützung und Förderung der regierenden Gewalten. Dagegen wurde die Einstellung der Regierung zur Gesellschaft sehr zurückhaltend und kritisch, wenn diese Gesellschaft Pläne förderte und Vorschläge unterbreitete, die der Staatsraison zu widersprechen schienen (wie die Eindämmung des ausländischen Militärdienstes); vor allem, wenn es sich erzeigen mußte, daß sie die Grundlagen des alten Staates erschüttern konnten.

Eine Sonderstellung unter den führenden Männern der Gesellschaft nahmen die beiden Brüder *Tscharner* ein. Ihnen gelang es, durch praktische Vorschläge und Unternehmungen das Interesse der Obrigkeit zu wecken. Nikolaus Emanuel Tscharner (1727—1794) war Gutsbesitzer auf dem «Blumenhof» bei Kehrsatz. Mit Emanuel Graffenried von Burgistein zusammen war er im Jahre 1764 bei der Verteilung der Allmenden tätig. Als Obervogt von Schenkenberg wurde er zum Vorbild eines gütigen und tätigen bernischen Landvogts. Unsterblich aber ist er geworden durch den Roman Pestalozzis «Lienhard und Gertrud», wo er als Landvogt «Arner» ein Denkmal erhält. Zu Ende seines Lebens gelangte Nikolaus Emanuel Tscharner an die zweite Stelle des bernischen Staates; er wurde im Jahre 1792 Deutsch-Seckelmeister. Auch sein jüngerer Bruder, Vincenz Bernhard Tscharner (1728—1778) war eine seine bernischen Zeitgenossen überragende Persönlichkeit. Er wurde im Jahre 1761 Mitglied der Gesellschaft. Man darf ihn als einen eigentlichen Agronomen bezeichnen. Interessant ist, daß dieser bernische Patrizier und Agronom ein Literat war; in der Stadt Bern war er der Hauptförderer des literarischen Lebens und einer der wenigen unentwegten Anhänger von Jean Jacques Rousseau auf dem Gebiete der Republik.

Abraham Pagan zeichnete in einer Zuschrift an die Ökonomische Gesellschaft vom 25. Juni 1768 (Bd. XIV der SOG), betitelt «Über die Nahrung des Landvolkes im Amt Nidau» ein lebensvolles Bild über den *Zustand der Landwirtschaft* in diesem Amte. Er zählt die inländischen Früchte auf, die im Amt Nidau angepflanzt werden: 1. Winterweizen, 2. Winterroggen, 3. Dinkel,

4. Gerste, 5. Hafer, «andere Früchte sind sehr wenig angepflanzt worden. Von den Kartoffeln spricht er nur als von Gartenfrüchten, als Ackerfrüchte kamen sie also noch nicht in Frage. Über die Art der Bebauung des Bodens im Amt Nidau schreibt Pagan: «Was aber den Grund und Boden anbelangt, so ist zu wissen, daß derselbe nicht durchgehend gleich, sondern sehr mannigfaltig ist. Auch die Lage der Örter (Ortschaften) ist sehr unterschieden. Die steilen Seitenwände der Berge und Hügel sind mit Reben bepflanzt und glaube ich, daß schwerlich etwas tüchtigeres daselbst gebaut werden könnte, weil der Boden gutenteils sehr zähe und steinig ist, mithin nicht gepflügt werden könnte. Die Felder, welche zum Kornbau angewiesen sind, könnten sich aber hin und wieder zu Wiesland schicken; nämlich da, wo Hügelrumpfe und Schwellen sind, was sich für den Getreidebau nicht schickt.»

Pagan meint aber, daß «viele Wiesen aufgebrochen und mit Korn angesät werden könnten, ... hernach aber wieder zu Grasland gemacht werden.» Dabei glaubt er noch, daß diese Umwandlung in Grasland auf natürliche oder auf künstliche Weise erfolgen könne. Er erwähnt also bereits den Kunstwiesenbau. Pagan fügt bei: «Die Erfahrung lehret, daß man mit den Früchten von Zeit zu Zeit abwechseln und die Erde sich wieder erholen lassen sollte ... Ein Satz, der sich nur im Absehen auf den Weinbau nicht anwenden läßt ... Solange aber der Landmann nicht die Freiheit hat, Äcker von der Gemeindtrift durch Einschläge zu befreien, sondern gebundene Hände hat, so werden wir auch nicht recht erfahren können, in welchen Grund und Boden jede Frucht am liebsten gedeiht.»

Über den Anbau und die Produktionskosten schreibt Pagan: «a. daß unser Landmann sein Land meist selber bearbeitet. b. daß diesen Frühling Heu und Stroh als das Fundament des Feldbaues sehr teuer geworden. c. hingegen alles Vieh ... aus eben diesem Grunde sehr wohlfeil, ja fast unverkäuflich und unwert war.» Er bemerkt weiter, «daß der Arbeitslohn und der Dienstlohn teuer wird, weil sehr viel Landvolk den Fabriken zuläuft oder in gemächliche Stadtdienste geht.» Pagan findet, daß der Landmann willig sei, Versuche anzustellen. «Der Moorhirs des Herrn Tschiffeli wird von mehr als zwölf Wirtschaften probiert.»

Über den Zustand des Landbaues in den oberemmentalischen Gemeinden gibt im Pfarrerbericht von 1764 Pfarrer Schweitzer in Trub Auskunft. Auf die Frage: «Befleißigen sie sich (gemeint sind die Truber) des Landbaus mit Kenntnis und Verstand?» antwortet der Berichterstatter: «Soweit als meine geringe Einsicht es erlaubt, hierüber einen Bericht zu erteilen, so kann ich mit Grund sagen, daß der Landbau hier nach Beschaffenheit des Landes mit Verstand nutzbar verrichtet werde, also daß das Land so viel abträgt, als immer möglich ist.» Schweitzer führt aus, daß die Güter in vier, fünf oder sechs Teile abgeteilt werden und mit Gewächs (Getreide) angepflanzt, die übrigen Teile werden im Frühling mit Mist überlegt, «also daß diese Wiesen wohl gedünget werden und vieles Futter abwerfen.» Angepflanzt werden

nach Schweitzer im Trub Herbstkorn, Gersten, Roggen und Hafer. «Es wird aber bei weitem nicht genugsam Gewächs, weder im Trub, noch im Emmental insgesamt gepflanzt, wie es die Anzahl der Einwohner erfordern würde.» Es gebe zwar viele Bauern, die nicht nur Gewächs genug für ihre Haushaltungen haben, sondern noch etwas Weniges verkaufen könnten, «aber dennoch sei dieses nicht hinlänglich genug für die übrigen, die ihr Brot kaufen müssen, ... daher die Müller im Emmental ganze Fuder Gewächs wöchentlich zu Burgdorf abholen müssen ... Es wird indessen der Mangel des Gewächses durch den Gewinn, den die Truber und die Emmentaler überhaupt in andern Dingen haben, reichlich ersetzt, auch sind die Güter dennoch von großer Ertragenheit in Hinsicht der Viehzucht und der Mulchen.»

Was die Frage anbelangt, wie es sich in der Gemeinde Trub mit dem Verhältnis des bebauten Landes zu dem unbebauten (also zu den Allmenden) verhalte, antwortet Pfarrer Schweitzer, daß man in der Gemeinde Trub keine Allmenden oder Gemeinweiden habe.

Von großem Interesse ist die Darstellung Schweitzers über die Truber Alpwirtschaft. Schweitzer meldet, daß das ungebaute Land aus lauter «Particular-Weiden» bestehe, sie stehen also im Privateigentum. Er unterscheidet Alpen und Heimweiden. Auf den Alpen sömmeren im Sommer die Küher ihre Kühe; er nennt für die Gemeinde Trub 64 Alpen, große und kleine. «Darauf 1258 Kühe gesömmert werden, von welchen den Sommer hindurch ohngefähr 1800 Zentner (900 Kilo-Zentner) fette Käse gemacht werden.» Zum «ungebauten» Land rechnet Schweitzer auch die sogenannten Heimweiden, «das sind solche kleine Weiden, die an die Güter stoßen und den Besitzern von den Gütern (von den Bauernhöfen) gehören. Diese sind auch von ungleicher Größe, von 2, 3 bis 8 Kühe Sömmern. Von diesen kleinern Weiden wird der mehrste Anken gemacht, welcher durch die Ankenträger gen Bern und an andere Örter zum Verkauf getragen wird. Der Nutzen aber auf den Alpen und Heimweiden ist nicht nur der Weidgang, sondern es werden hier und wieder an den magern Plätzen Erdäpfel und Gewächs, als Roggen, Haber, Erbs und auch ein wenig Korn angepflanzt, welche Stücklein Lands also zubereitet werden Die mageren Plätzen ... werden geschält und mit Mutfeuer zugerüstet, da denn insgesamt Erdäpfel gepflanzt werden oder auch bisweilen Roggen oder Haber gesäet wird, der aber insgesamt sehr schlecht gerät.»

Aus dieser Darstellung Schweitzers ersehen wir, daß bei der Urbarmachung von Land, also vor allem von Wald, dieses Land niemals ausschließlich als Weide genutzt wurde, sondern immer wieder Einschlüge für den Ackerbau vorgenommen wurden. Denn die koloniasatorische Tätigkeit der «Particularen» im Truber Land bestand, wie dies Schweitzer sehr anschaulich darstellt, im Reuten, «das sind solche Stücke von der Ausweid, die mit kleinem Holz bewachsen sind, als Haselstauden, Birken, Erlen und dergl. Von diesem Holz wird nun jährlich auf den Alpen und Heimweiden eine halbe oder ganze, oder mehrere Jucharten bis auf die Wurzeln darnieder gehauen, die Äste und

die kleinsten Stämme werden auf gleichem Platz verteilt, und wenn sie dürr sind, im Herbst oder Weinmonat zu Aschen verbrannt, um entweder im gleichen Herbst mit Korn oder im Frühling darauf mit Roggen angesät und eingehacket. Nachdem das Gewächs eingesammelt, so läßt man das Holz wieder aufwachsen, welches in 16 oder 20 Jahren wieder zur gebührenden Höhe gelangt und wieder kann gereutet werden.» Schweitzer weist darauf hin, daß mit diesem Reuten ein Mißstand verbunden ist, «da seit einigen Jahren die Waldungen in Trub und im übrigen Emmental sehr geschwächt werden.»

Im Bericht des Pfarrers von Hindelbank, aus dem Gebiet, das nicht zu Unrecht heute noch die bernische Kornkammer genannt wird, heißt es über die Hindelbanker: «Sie legen sich sonders und vorzüglich auf den Landbau und die meisten zeigen ... Kenntnis und Verstand. Sie wagen es von der Weise ihrer Vorfahren abzuweichen und der sehr glückliche Erfolg dieses sehr kühnen Unternehmens ermuntert sie, ihren glücklichen Nachbarn nachzuahmen. Ein Bauer eines beträchtlichen aber in Stücke verteilten Hofes war vor etwa 15 Jahren unzufrieden über das beständige Brachen seines Erdreichs und suchte dasselbe in Einschläge zusammen zu bringen, um ungezwungen dasselbe zu bearbeiten. Es glückte ihm, und er siehet nun sein zerstreutes Gut in vier Einschlägen beisammen. Der Unterschied des Abtrags, auf gleicher Weite, ist wirklich erstaunend, und bringet ihm, Jahr in Jahr gerechnet, einmal so viel als vorher, und ungleich besser. Andere folgen ihm auch mit gleichem Glück, und es wird gewiß zum größten und allgemeinen besten von allen befolget werden, sobald den Hochoberkeitlichen Lehngütern erlaubt würde, ihr Erdreich einzutauschen.»

Der Pfarrer Samuel Küpfer in Zimmerwald berichtet, daß die Allmenden im Jahre 1764 bereits völlig verteilt worden seien, mit Ausnahme von 4 Jucharten Wald, die die Gemeinde Zimmerwald gemeinsam nutzt. Der Pfarrer Johann Jakob Sprüngli in Zweisimmen berichtet, daß die Allmenden zur Sömmerung des Viehes dienen und etwa den zehnten Teil des Landes ausmachen. Er meldet weiter, daß von Zeit zu Zeit «Wintergüter» angelegt werden, das sind «solche Güter auf Höhen, die aus Weiden oder magerem Land» bestehen. Werden Weiden zu diesen Wintergütern gebraucht, so ist dies, meint Pfarrer Sprüngli, «eine wirkliche Verbesserung». Er wirft den Zweisimmern vor, daß, wenn eine Lebensart erfunden würde, «die wenig Arbeit und viel Verdienst brächte, so würden die hiesigen Einwohner Neigung dazu haben.» Der Pfarrer von Sigriswil meldet, daß die Neigung der Einwohner ausgesprochen dem Hirtenleben gelte. «Die Allmend ist nach dem Verhältnis der Anteilhaber wohl die größte im Kanton.» Der Pfarrer von Steffisburg meint: «Die Kenntnis des Landbaues und das Lob, das sie sich desselben mit Verstand befließen, kann ihnen ... nicht abgesprochen werden.» Er weist darauf hin, daß in der Allmend von Steffisburg ansehnliche «Bezirke» eingeschlagen werden und «von langen Jahren her zu gebautem Land gemacht worden» seien. Auf der Heimberg-Allmend, die in der gleichen Kilchhöre

Steffisburg liegt, werden die Einschlüge immer wieder nach etlichen Jahren ausgehagt und neue Einschlüge gemacht.

Ganz allgemein ist festzustellen, daß die Pfarrer in ihren Berichten vom Jahre 1764 melden, wie sehr in ihren Gemeinden überall dort, wo die Allmend noch besteht, diese benutzt wird zu einer freieren Bewirtschaftung, wie sie möglich wird, wenn der Flurzwang wegfällt.

Interessant sind einige Bemerkungen aus dem Pfarrbericht von Kirchlindach. Er zeichnet sich durch besondere Freimütigkeit aus. Der Pfarrer von Kirchlindach schreibt: «Es ist zu bedauern, daß unter den hiesigen Einwohnern so viele kleine Handwerksleute (sind), die sich ... in den sogenannten Spitzhosen stecken und ihren wenigen Händ versäumen ... Auch das schadet, hochgeehrte Herren, nach meinen kleinen Begriffen, ... daß nach Proportion so viele junge und starke Männer in der Stadtwacht dienen ... der Acker aber schmachtet und Weib und Kind (fehlt) oft Brot ... Der Anlagerodel beweist übrigens die vielen Tauner in hiesiger Gemeinde.» Die Zahl der Tauner ist tatsächlich für die Gemeinde Kirchlindach sehr groß. Wir haben in den Dörfern um die Hauptstadt herum ein ländliches Proletariat in des Wortes eigentlicher Bedeutung, welches mit den Tagelöhnern, Klein- und Schachenbauern im Emmental nicht zu vergleichen ist. Bemerkenswert ist auch, daß das meiste Land, d. h. der größte Teil des landwirtschaftlich genutzten Bodens in den Händen der Hintersäßen sich befindet, meist im Besitze von Seeländern und Emmentalern. «Der größte Teil der Burgerschaft sitzt auf dem Trockenen, und das schreibet man der ehemaligen elenden Auferziehung unserer Burgerkinder, ich (der Berichterstatter) aber dem allzu starken Trinken der Eltern zu.»

Die Berichte der Pfarrer stammen aus den Jahren, da die Umstellung in der Landwirtschaft in den meisten Gebieten der Republik in vollem Gange war. Die Spannungen, die daraus erwachsen, daß das Recht mit den wirtschaftlichen Tatsachen nicht mehr in Übereinstimmung stand und auch nicht stehen konnte, weil sonst die ganze Regierungsform durch die Agrarrevolution zum Einsturz gebracht worden wäre, und daß da und dort die Aufhebung des Flurzwanges und, in Fortsetzung des Prozesses, die ganze Strukturänderung der Landwirtschaft die hablichen und tüchtigen Bauern wohlhabender, die ärmern und untüchtigen noch ärmer machte, waren unvermeidlich. Aus den Berichten der Pfarrer geht mit aller Deutlichkeit hervor, daß in den meisten großen Bauerndörfern der heutigen Ämter Bern, Fraubrunnen und Burgdorf ein zahlenmäßig starkes Landproletariat vorhanden war; es war dies eine agrarische Reservearmee, aus der sich die Dienstboten zu Stadt und Land rekrutierten. (Eine industrielle Reservearmee war damals in der Republik Bern nicht nötig, da eine eigentliche Fabrikindustrie noch nicht bestand.) Aus dieser agrarischen Reservearmee und aus dem Bevölkerungsüberschuß im alpinen Teil der Republik rekrutierten sich nicht zuletzt aber auch die Soldaten für die Berner Regimenter in fremden Diensten.